

ANTONIA BLUM

KINDERKLINIK
Weißensee

Zeit der Wunder



ulstein

Bei der feierlichen Einweihung der Kinderklinik Weißensee sind Ärzte und Schwestern gleichermaßen aufgeregt. Marlene und Emma sind die einzigen Waisen unter den Lernschwestern und werden mit Argusaugen beobachtet. Emma fällt es nicht schwer, sich unterzuordnen. Still geht sie in der Kinderpflege auf, während ihre Schwester nach den Sternen greift. Weil Marlene immer weniger Zeit mit ihr verbringt, geht sie auf die Avancen des lustigen Melkers Tomasz ein. Ob er ihre große Liebe ist?

Seit die forsche Marlene einem kleinen Patienten bei einer Mandeloperation beistehen durfte, interessieren sie Medizinbücher mehr als Pflegebücher. Besonders wenn sie ihr vom Assistenzarzt Doktor Maximilian von Weilert angetragen werden. Heimlich lehrt er sie, wie Krankheiten diagnostiziert werden und wie man Walzer tanzt. Marlene verliebt sich zum ersten Mal und vertraut ihm ihren geheimsten Wunsch an: Sie will selbst Kinderärztin werden. Doch seine Eltern sind gegen die Verbindung. Als es zu einem folgenreichen Zwischenfall in der Klinik kommt, bei dem das Leben eines Kindes in Gefahr gerät, drohen Marlenes Träume wie Seifenblasen zu zerplatzen ...

ANTONIA BLUM lebte längere Zeit in Berlin, ohne den Weißen See dort je gesehen zu haben. Erst Jahre später, nachdem sie die Hauptstadt längst verlassen hatte, entdeckte sie durch einen Zufall die Ruine der einstigen Kinderklinik in Weißensee und kommt seitdem von dem Ort und seiner bewegten Geschichte nicht mehr los. Heute fährt Antonia Blum nicht nur zum Spazierengehen an den Weißen See, der dem Berliner Stadtteil seinen Namen gab. Sie ist überzeugt, dass dort ein Tor in die Vergangenheit existiert.

ANTONIA BLUM

KINDERKLINIK
Weißensee

Zeit der Wunder

Roman

Ullstein

Prolog

Lübars bei Berlin

3. Juli 1898



Marlene stand an der Tür der kleinen, windschiefen Kate und hielt sich die Hände vors Gesicht. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, und ihre Hände waren feucht vor Aufregung. Sie musste sich anstrengen, nicht doch zum Tisch hinüberzulinsen, von wo ein Rascheln und kleinkindliches Flüstern zu hören waren. Es duftete herrlich süß.

»Und wer im Juli geboren ist, tritt ein, tritt ein, tritt ein«, erklang endlich die zärtliche Stimme ihrer Mutter, untermalt von Emmas Singversuchen, die noch Probleme hatte, sich den Text des Geburtstagsliedes zu merken.

Für Marlene war ihr Geburtstag der schönste Tag im Jahr, noch schöner als Weihnachten, weil sie trotz der Feststimmung nicht in die Kirche mussten. An Geburtstagen konnten ihre Mutter, ihre jüngere Schwester Emma und sie ganz unter sich sein, die kleine Familie Lindow. Anmutig schritt Marlene zum Geburtstagsstisch. Der liebevolle Blick ihrer Mutter gab ihr das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, eine Prinzessin mit Krone und Schleier.

»Der macht vor uns einen tiefen Knicks, recht fein, recht fein, recht fein«, sang Elisabeth Lindow weiter, wie sie es an vielen Abenden zuvor schon vor dem Einschlafen für ihre Kinder getan hatte.

Marlene knickste ungenlenk wie jedes Jahr, weil sie nur Augen für den Geburtstagskuchen hatte. Sechs Kerzen leuchteten auf dem Streuselkuchen, gelb wie die Sterne am Himmel über Lübars. Sie war so froh darüber, dass ihre Mutter doch noch eine sechste Kerze hatte kaufen können, obwohl zuletzt nicht einmal mehr Geld für die Arztrechnung da gewesen war.

»Mädel, dreh dich, Mädel ...«, sang Elisabeth weiter und tanzte mit, fasste sich dabei aber an den Bauch.

Marlene drehte sich so eifrig, dass ihre dicken Zöpfe aufflogen. Erst als sich ihre Mutter abwandte und ihr die Stimme versagte, hielt auch sie inne. »Mama, was ist mit dir?«, fragte sie, während sich die Wände um sie herum noch zu drehen schienen.

»Es geht schon«, wiegelte Elisabeth ab und lächelte ihre Tochter liebevoll an, sodass diese ihre Sorge auch gleich wieder vergaß. Es war ihr Geburtstag, der Tag ausgelassener Fröhlichkeit, und wie ihre Mutter immer sagte: *Traurigkeit ist an diesem Tag nicht erlaubt*.

»Mädel, dreh dich, Mädel, dreh dich, hei hopsasasa!«, sang Elisabeth weiter und drehte sich wieder.

Marlene lachte auf. Bei der nächsten Liedzeile drehte auch Emma sich mit und wollte gar nicht mehr aufhören, bis sie taumelnd gegen das Bett stieß.

»Und natürlich gibt es einen Streuselkuchen für dich«, sagte ihre Mutter, nachdem die letzte Zeile des Liedes verklungen war.

»Mit ganz viel Butter?«, fragte Marlene ungeduldig.

»Natürlich, Lene«, antwortete Elisabeth, und Marlene wollte sich schon an den Tisch setzen und nach einem Stück Kuchen greifen, als ihre Mutter sie noch einmal zu sich heranzog und an sich drückte. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, meine liebe Lene.« Eine Träne lief Elisabeth über die Wange. »Es ist ein Wunder zu sehen, wie schnell du groß wirst. Jetzt bist du schon sechs Jahre alt.« Schnell wischte Elisabeth sich die Träne fort und lächelte jenes Lächeln, das Marlene so an ihrer Mutter liebte, das

ihr das Gefühl gab, bedingungslos geliebt zu werden. Sie umarmte ihre Mutter lang und fest und bemerkte dabei, dass diese stark schwitzte, was sie sonst nicht tat. Letzte Nacht, als sie eng aneinandergeschmiegt geschlafen hatten, war das Nachthemd ihrer Mutter auch schon ganz feucht gewesen. Jetzt stand ihrer Mutter schon wieder der Schweiß auf der Stirn, obwohl es nicht heiß im Haus war.

Emma holte einen kleinen Sommerblumenstrauß mit Kornblumen unter dem Bett hervor: Margariten und eine Distel, die die Blätter schon etwas hängen ließen. »Die habe ich gestern für dich gepflückt.« Sie überreichte Marlene den Blumenstrauß und schmiegte sich an das Bein ihrer Mutter.

»Der Strauß ist wunderschön, Emmalein, danke!« Marlene wuschelte ihrer Schwester durch das weiche Haar. »Und jetzt essen wir endlich den Streuselkuchen, ja?«

Sie nahmen auf den Hockern am Tisch Platz, an dem ihre Mutter viele Stunden in der Woche Damenpantoffeln nähte. Fünfundzwanzig Pfennig gab es für das Dutzend Paar.

Elisabeth schnitt den Blechkuchen in Stücke. Unter ihrem milden Blick tat Marlene sich gleich drei davon auf, und auch auf Emmas Teller stapelte sie mehrere. Während sie gebutterten Hefeteig und zuckersüße Streusel schmeckte, überlegte Marlene, ob sie die Tür für einen Luftzug öffnen sollte, damit ihrer Mutter nicht mehr so heiß war. Die winzigen Fensterluken hakten, solange sie denken konnte.

Auch Emma aß mit Appetit und versuchte gleichzeitig noch »hei hopsasasa« zu singen, was ihre Mutter lächeln ließ.

Wie jedes Jahr war Marlene der Überzeugung, dass dieser Geburtstag ihr schönster war. Sie aßen den besten Streuselkuchen von ganz Lübars, waren fröhlich beieinander und tranken Kakao, der auch nur an Festtagen auf den Tisch kam.

Plötzlich versuchte Elisabeth jedoch ein Würgen zu unterdrücken. Sie erhob sich vom Tisch und verließ mit der Hand vor

dem Mund die Kate. Marlene konnte hören, dass sie sich im Abort hinter dem Haus übergab. Als ihre Mutter zuletzt nach Berlin zum Arzt gefahren war, hatte sie auch so geschwitzt und sich erbrochen. Marlene legte ihr drittes Stück Kuchen auf den Teller zurück und wollte gerade hinauslaufen, um ihrer Mutter zu helfen, da stand Elisabeth bereits wieder in der Tür. »Es geht schon«, sagte sie und lächelte Marlene an. »Heute ist dein Geburtstag, Lene.« Sie deutete zum Tisch, wo Emma unbeschwert Kuchen aß.

Elisabeth straffte sich unter Schmerzen. »Lasst uns weiterfeiern«, sagte sie, aber eine neuerliche Schmerzwelle ließ sie zum Bett taumeln, wo sie unter Stöhnen zusammensackte.

Verängstigt starrte Marlene ihre Mutter an, die nun auch zitterte. »Mir ist plötzlich so kalt«, murmelte Elisabeth.

Marlene breitete die Bettdecke über ihrer Mutter aus, aber Elisabeth fror nur noch mehr. Marlene meinte, die Zähne ihrer Mutter klappern zu hören. Aufgeregt holte sie Wäsche aus dem Schrank neben dem Bett, drei Röcke, Schürzen und ihre Unterhemden, und breitete alles über ihrer Mutter aus. Letzten Winter hatten sie oft gefroren, weil kein Geld mehr für Holz da gewesen war, es hatte sich schrecklich angefühlt.

»Komm, Emma, wir wärmen Mama, damit sie nicht mehr frieren muss.« Marlene half Emma an die linke Seite ihrer Mutter, sie selbst schmiegte sich an deren rechte. Dabei fielen ihr hellrote Streifen am Unterarm ihrer Mutter auf, die nun schnell und flach atmete und sich immer wieder an den Bauch fasste. Ganz vorsichtig, wie Elisabeth es bei ihr zu tun pflegte, wenn sie Bauchschmerzen hatte, begann Marlene, ihr den Bauch zu streicheln, der sich hart wie ein Brett anfühlte.

»Wir müssen weiterfeiern«, murmelte Elisabeth, Schweiß rann ihr an den Schläfen hinab und nässte ihr Haar.

Sehnsüchtig schaute Marlene zu den sechs Kerzen auf dem Streuselkuchen hinüber. Der Tag fühlte sich gar nicht mehr wie ein Geburtstag an, ihrer Mutter ging es immer schlechter. »Was

kann ich tun, Mama, damit du dich besser fühlst?« Auch vor dem Arztbesuch im großen Berlin, wohin der Armenarzt sie geschickt hatte, hatte ihre Mutter schon Schmerzen im Bauch gehabt, aber nicht so schlimm wie heute.

»Schmiege dich an mich«, bat ihre Mutter mit erstickter Stimme, woraufhin Marlene noch einmal näher rückte.

»Liegst du auch ganz eng an Mama dran?«, fragte Marlene ihre Schwester.

Emma hob ihren Kopf, Streuselkrümel hingen ihr in den Mundwinkeln. »Ganz eng«, bestätigte sie unter Nicken und schmiegte sich wieder an ihre Mutter.

Elisabeth zwang sich ein Lächeln ins verschwitzte Gesicht. »Du musst jetzt mutig sein, meine große Lene.«

»Ich tue alles, damit es dir schnell wieder besser geht«, versprach Marlene ihrer Mutter, die sich nun mit schmerzgefülltem Gesicht auf die Seite drehte und die Beine vor den Bauch zog wie ein Säugling.

»Pass gut auf dich und unser Emmalein auf«, flüsterte Elisabeth.

Marlene richtete sich auf. »Warum sagst du das?«

Elisabeth röchelte. »Ihr seid das Beste, was mir je passiert ist.«

Marlene beugte sich über ihre Mutter, die die Augen nun geschlossen hatte. »Mama ist eingeschlafen«, flüsterte sie ihrer Schwester zu und atmete erleichtert aus. Wenn ein Kranker viel schläft, sagte ihre Mutter immer, wird er schneller gesund. »Schlaf du jetzt auch etwas, Emma.«

Kurz darauf vernahm Marlene ein kaum hörbares »Ja« von der anderen Seite des Bettes, dann schmiegte sie sich wieder enger an ihre Mutter, die der Schlaf zu entspannen schien. Am nächsten Morgen, so nahm sie sich vor, würde sie sich um den Haferbrei zum Frühstück kümmern, damit ihre Mutter sich im Bett noch von ihren Bauchschmerzen erholen konnte. In Gedanken bei dem verbliebenen Streuselkuchen schlief Marlene ein.

Mitten in der Nacht wachte sie auf. Der Mond schien durch die Fensterluke aufs Bett, es roch seltsam, unangenehm. Sie schob ihre Hand in die ihrer Mutter und erschrak! Die Hand ihrer Mutter fühlte sich steif und kalt an, viel kälter noch als an Wintertagen, wenn Elisabeth Lindow auf den Kartoffeläckern gearbeitet hatte. »Mama?«, fragte Marlene leise, um Emma nicht aufzuwecken. Der Mund ihrer Mutter stand zwar etwas offen, aber ihre Lippen blieben reglos.

Das Herz schlug Marlene bis zum Hals, Tränen schossen ihr in die Augen. »Mama, sag doch was!« Sie ruckelte etwas fester an dem Körper ihrer Mutter, aber auch darauf reagierte Elisabeth nicht. Als Letztes hielt Marlene ihr die feuchte Hand vor den Mund. Kein Atemhauch war daran zu spüren. Ihre Mutter war tot. Marlene setzte sich auf, Tränen liefen ihre Wangen hinab. Es fühlte sich an, als drehte sich alles um sie herum, nur viel schneller als beim Geburtstagslied. *Mädel, dreh dich, Mädel, dreh dich, hei hopsasasa*. Obwohl der Dorfpfarrer sagte, dass nach dem Tod alles besser sei als im Leben, war sie untröstlich. Sie kroch zurück unter die Bettdecke, um noch einmal ganz nah bei ihrer Mutter zu sein.

Während das Mondlicht über das Bett wanderte, weinte sie leise vor sich hin, obwohl sie viel lieber laut und verzweifelt geschrien hätte. Keinen Tag wollte sie ohne ihre Mutter sein. Es war unvorstellbar, dass der Pfarrer Mutters Körper bald in ein kaltes Erdloch legen würde. Und sie selbst? Was würde aus ihr und Emma werden? Sobald die Leute aus dem Dorf ihre tote Mutter fänden – spätestens vor dem nächsten Kirchgang – würden Emma und sie ins Waisenhaus gebracht werden, weil sie keine Verwandten hatten. Genauso war es dem Nachbarsjungen ergangen. In Lübars erzählte man sich, dass Waisenhäuser dunkle Mördergruben seien, Orte, an denen verwahrloste, kriminelle Kinder hausten, die wie ausgezehnte Gerippe aussahen. Dorthin wollte Marlene auf keinen Fall! Hastig wischte sie sich ihre Tränen fort. »Emma, wach auf! Wir müssen fort von hier.«

Emma lag an den Rücken ihrer Mutter geschmiegt und schaute sie aus verschlafenen Augen an.

»Mama schläft jetzt ewig«, sagte Marlene mehr zu sich selbst als zu ihrer Schwester. »Und wir sind in Gefahr!«

Emma klammerte sich aber nur fester an ihre tote Mutter.

»Mamas Seele ist jetzt da oben im Himmel.« Marlene deutete durch die Fensterluke in den Nachthimmel, wo die Sterne funkelten. »Sie sitzt auf einem Stern und schaut auf uns herab.« Das war ihr sehnlichster Wunsch in diesem Moment.

»Ist Mamas Bauchweh denn besser?«, wollte Emma wissen, was Marlene bewies, dass ihre Schwester gerade nichts begriff.

Marlene musste ihre Tränen zurückhalten, als sie mit brüchiger Stimme erklärte: »Hoch oben bei den Sternen gibt es kein Bauchweh. Auch frieren wird Mama dort nie, und es ist immer genug zu essen da. Jeden Tag gibt es Streuselkuchen und Kakao.«

Kurz stahl sich ein Lächeln in Emmas Mundwinkel.

»Wir müssen weg, Emma, sonst sperren sie uns in ein Waisenhaus, wo wir nichts zu essen kriegen.« Marlene hielt ihrer jüngeren Schwester die Puppe hin, die Mutter ihr zum vierten Geburtstag aus Filzresten von Damenpantoffeln genäht hatte, mit zwei blauen Knöpfen als Augen. »Schau mal, Rosi kommt mit uns mit.« Sie klang alles andere als überzeugend.

Zögerlich griff Emma nach der Puppe, aber ohne ihre Mutter mit der anderen Hand loszulassen.

»Alles wird gut werden«, versprach Marlene, weil sie sonst nicht wusste, wie sie ihrer vierjährigen Schwester etwas erklären sollte, das sie selbst nicht verstand. Während sie einige nötige Dinge in einen Beutel packte, schluchzte sie vor sich hin. Sie nahm ein Messer mit, das kleine Kirchenbuch unter Mutters Kopfkissen, das diese verehrt hatte, und ein halbes Brot. Außerdem steckte sie sich die Reste vom Streuselkuchen in die Taschen. Dann ging sie noch einmal zum Bett zurück, strich der Toten das Haar aus dem Gesicht und küsste sie zum Abschied auf die kalte

Stirn. »Auf Wiedersehen, bei den Sternen«, flüsterte sie ihrer Mutter zu.

Dieses Mal versuchte sie ihre Stimme nicht so betrübt klingen zu lassen, als sie zu Emma sagte: »Und nun komm!«

Die Puppe fest vor die Brust gedrückt, hielt Emma ihren Blick auf das Bett geheftet, in dem ihre Mutter unter dem Berg aus Decken und Kleidung begraben lag.

Als sich Wolken vor den Mond und die Sterne drängten, schob Marlene ihre Schwester aus der Kate. Die Angst vor dem Waisenhaus trieb sie die Dorfstraße hinab und auf jenen Weg, den ihre Mutter zum Arzt nach Berlin genommen hatte. Von ihr wusste sie auch, dass Berlin so groß war, dass man dort sogar einen Riesen verstecken konnte. In Berlin würden Emma und sie vor dem Waisenhaus sicher sein.

»Kommt Mama wirklich nicht nach?«, fragte Emma und schaute einmal mehr zur windschiefen Kate zurück. Tränen schimmerten auf ihren Wangen.

Marlene schüttelte verzweifelt den Kopf, dann nahm sie ihre Schwester fester bei der Hand. Sie überlegte krampfhaft, wie lange sie vom Streuselkuchen und einem halben Brot würden satt werden können, und redete sich ein, dass sie sich vor der Dunkelheit nicht zu fürchten bräuchten.

Mit Beinen schwer wie Blei ging Marlene weiter in Richtung Berlin und wusste dabei nur, dass sie ihren Geburtstag nie wieder feiern würde. Wenn ihre Mutter nicht so viel mit ihr hätte tanzen und singen müssen, wäre sie nicht gestorben.

1

Berlin-Wedding

8. Juli 1911



Fräulein Kalkwasser betrat den dunklen Schlafsaal. »Alle in einer Reihe antreten!«, verlangte sie und ging zwischen den Eisenbetten entlang zum Tisch am Fenster, von dem aus sie den Schlafraum allabendlich überwachte. »Sofort!«

Die strenge Stimme der Erzieherin konnte nichts Gutes bedeuten. Marlene saß im Bett auf. Vor Aufregung hatte sie sowieso kein Auge zugetan. Emma neben ihr fröstelte. Selbst im Sommer wurde es nicht richtig warm im Schlafsaal, und manchmal knackten die alten Maschinen noch vor sich hin.

Fräulein Kalkwasser zündete die Öllampen an, sodass bald etwas Licht den Raum erhellte. Bis zu den alten Spinn- und Krepelmaschinen, die nach der Schließung der Tuchfabrik vor mehr als dreißig Jahren nie weggeräumt worden waren, reichte das Öllicht aber nicht.

Hastig setzte Marlene sich ihre Messingbrille mit den großen runden Gläsern auf. Nur so erkannte sie, dass die Uhr auf dem Tisch des Fräuleins halb sechs anzeigte. Aufstehzeit war eigentlich erst in einer halben Stunde – es sei denn, Fräulein Kalkwasser hatte bei ihrem morgendlichen Rundgang etwas entdeckt, das den Hausregeln zuwiderlief. Marlene wusste aus jahrelanger Erfahrung, dass die Erzieherin tagsüber besser gelaunt war, wenn sie sich schon morgens über eine Sache so richtig ärgern konnte.

Marlene stellte sich in der Reihe vor der langen Wand des Schlafsaales zuvorderst auf. Sie war die Größte und die Älteste im Saal. Emma stand dicht neben ihr, dann folgten Liese und Otto und die mehr als fünfzig anderen Kinder. Am Ende standen die Kleinsten, zu denen auch der siebenjährige Kalle gehörte. Kalle war zwar nicht der Jüngste, aber kaum kräftiger als die vierjährigen Kinder neben ihm. Er war der Neuzugang im Weddinger Waisenhaus und erst vor sechs Wochen von der Fürsorge in Friedrichshain im Gebüsch aufgelesen worden.

Fräulein Kalkwasser ging vor der Reihe von Kindern entlang wie ein Offizier bei der Inspektion seiner Fußsoldaten. »Wer von euch hat ins Bett gemacht und das nasse Bettlaken unter der Treppe im Hof versteckt?« Erst hielt sie das zusammengeknüllte Laken hoch, dann ließ sie es theatralisch zu Boden fallen.

Der arme Kalle!, dachte Marlene verzweifelt. Wer einmachte, musste Strafarbeit im Kohlenkeller leisten, und Kalle hatte panische Angst davor, in dunklen Räumen eingesperrt zu werden.

Die Erzieherin wurde ungeduldiger und richtete ihren Blick auf die Kleinsten. »Wem also gehört dieses Betttuch?« Wenn sie aufgebracht war, tippte sie ihre Finger, die lang wie Spinnenbeine aussahen, immer schneller aneinander, was sie nun auch tat. Die Öllampen warfen ihren Schatten mit der langen Nase und dem spitzen Kinn an die unverputzte Ziegelwand.

Der magere Karl-Heinz, den alle Kinder nur »Kalle« riefen, hielt den Blick gesenkt wie ein reuiger Sünder, als die Erzieherin vor ihn trat. Sein linkes Augenlid zuckte nervös.

»Ich war es. Es ist mein Betttuch«, rief Marlene, weil sie Kalles Not nicht länger mit ansehen konnte.

Aber Fräulein Kalkwasser ließ nicht von dem Jungen ab. »Ach ja?«, entgegnete sie in spitzem Ton. »Karl-Heinz, ich bin ziemlich sicher, dass du es warst.«

»Ich war es wirklich, vor Aufregung wegen des Abschieds heute«, beteuerte Marlene, obwohl sie das letzte Mal vor mehr als

zehn Jahren eingenässt hatte. Aber aufgeregter war sie ganz sicher, weil heute ihr großer Tag war. Sie und Emma würden das Waisenhaus verlassen, um eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in Weißensee zu beginnen.

Fräulein Kalkwasser schritt die Reihe erneut ab und kam vor Marlene zum Stehen, um sie zu mustern: ihr Schlafhemd, das aus einer Armeespende stammte, ihr zerzaustes Haar und die nackten Füße auf dem Steinboden.

»Sogar das *Berliner Tageblatt* hat die Einweihungsfeier des neuen Kinderkrankenhauses angekündigt«, erklärte Marlene aufgeregter. »Es heißt, dass Ärzte von weit her angereist sind, um die Eröffnung mitzufeiern, sogar aus Russland. Die ganze Nacht konnte ich deswegen nicht schlafen.«

»Ich konnte auch nicht schlafen«, fügte Emma kaum hörbar hinzu.

Die Erzieherin beachtete Emma nicht, sondern konzentrierte sich weiter auf Marlene. Marlene war schlank und so hochgewachsen, dass sie als Einzige mit Fräulein Kalkwasser auf Augenhöhe war. »Du denkst, nur weil heute dein letzter Tag ist, darfst du mich anlügen, Marlene Lindow?«

Marlene wich keinen Zentimeter zurück. »Nein«, entgegnete sie bemüht sachlich, wie sie es sich vom Waisenhausdirektor in Konfliktsituationen abgeschaut hatte. »Aber sogar der Herr Direktor hat die Ausbildung eine herausragende Chance genannt.«

»Du bestehst also darauf, dass du die Übeltäterin bist?«, verlangte Fräulein Kalkwasser zu wissen. Ein Windstoß ließ die Flammen der Öllampen erzittern.

Marlene nickte gleich mehrmals, ohne zu Kalle zu schauen.

»Also gut«, sagte die Erzieherin nach einigem Überlegen. »Für Strafarbeiten im Kohlenkeller bleibt dir keine Zeit, aber du wirst das Waisenhaus nicht eher verlassen, bis du das dreckige Bettlaken gewaschen hast.«

»Aber dann kommen wir zur spät zur Eröffnungsfeier der

Kinderklinik«, widersprach Marlene. Um sieben Uhr würden sie das Waisenhaus verlassen, um pünktlich um neun Uhr in Weißensee zu sein. Der Fußmarsch dauerte zwei Stunden.

Fräulein Kalkwasser verschränkte die Arme vor der Brust und trat von Marlene zurück. »Dann musst du dich eben beeilen. Und bevor du in die Waschküche gehst, löschst du das Licht, damit die anderen noch bis sechs Uhr schlafen können.« Nach diesen Worten verließ sie den Saal.

Erst als ihre Schritte verklungen waren, regten sich die anderen Kinder wieder und stiegen zu zweit in ihre Betten und auf die Strohsäcke zurück.

»Danke, Marlene«, murmelte Kalle und schaute wie ein geschlagener Hund zur ihr auf.

Emma setzte sich zu dem Jungen und nahm ihn in den Arm. Mit zarter Stimme sang sie: »Guten Abend, gut' Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlupf unter die Deck.«

»Meine Lieblingsrose ist eine *rosa centifolia*«, flüsterte Kalle und schloss die Augen. »Die kenne ich von meiner Oma, die Gärtnerin war, bevor die Schwindsucht sie ...« Er brach ab, Emma sang weiter.

Nachdem Marlene die Öllampen gelöscht hatte, lief sie in die Waschküche, wo sie den Waschkessel erst umständlich aufheizen musste. Als sie dann endlich das Betttuch über das Waschbrett zog, versuchte sie sich wie so oft zuletzt, Weißensee vorzustellen. Aus der Zeitung wusste sie, dass der Weiße See dem Ort seinen Namen gegeben hatte, dass es dort ein Schloss gab und dass die reichen Berliner an den Wochenenden zum Erholen und Spaziergehen nach Weißensee fuhren. In den Wedding kam niemand freiwillig.

Eine halbe Stunde später als geplant und ohne einen einzigen Bissen im Magen stand Marlene schwer atmend mit Emma bereit für den Abschied im Hinterhof des Waisenhauses. Es war schon nach

sieben Uhr. Die anderen erwarteten sie am Fabriktor. Ob sie wirklich nichts vergessen hatte? Auf die Schnelle hatte sie sich ihr widerspenstiges, lockiges Haar mehr schlecht als recht am Hinterkopf zusammengebunden. Gerade steckte sie sich noch den Zipfel ihrer Waisenbluse in den Rock, der eigentlich viel zu kurz für ihre langen Beine war. Dazu trug sie Halbschuhe, die außer bei feierlichen Verabschiedungen wie heute nur sonntags zum Kirchgang herausgeholt werden durften. So ausgetreten, wie die Schuhe waren, fiel sie im Wedding damit nicht auf, aber in Weißensee?

Marlene kam es immer noch unwirklich vor, dass sie und Emma das Waisenhaus tatsächlich verlassen würden. Hier hatten sie die zurückliegenden zwölf Jahre verbracht, hier waren sie zu jungen Frauen herangewachsen. Schläge hatte Fräulein Kalkwasser nie verteilt, einer der Gründe, warum sie nie fortgelaufen waren. Das Waisenhaus, das mitnichten eine Mördergrube war, hatte sie mehr als nur vor dem Verhungern gerettet. Der Direktor hatte Emma und Marlene nie voneinander getrennt, und nun bekamen sie diese einzigartige Chance zur Ausbildung als Kinderkrankenschwester. Marlene schaute zum Himmel hinauf. Keine Wolke war zu sehen, der Tag würde heiß werden.

Der Direktor wünschte ihnen alles Gute und gab noch zu bedenken: »Eine Rückkehr ins Waisenhaus wird nicht möglich sein, weil ihr mit euren neunzehn und siebzehn Jahren zu alt seid.«

Marlene nickte eifrig. Die beiden Schwestern hatten so lange bleiben dürfen, wie sie für den Abschluss ihrer Schulbildung benötigt hatten, das war ihnen schon vor geraumer Zeit mitgeteilt worden. Als Einzige aus dem Waisenhaus hatten sie Gymnasialkurse besuchen und in Pankow an einem Knabengymnasium ihre Abiturprüfung ablegen dürfen.

»Alles Gute für die Zukunft«, wünschte Fräulein Kalkwasser kurz und knapp, wie bei jeder Verabschiedung.

»Müsst ihr wirklich nach Weißensee?«, fragte Otto betrübt.

»Wir dürfen«, korrigierte Marlene und wuschelte dem Jungen durch das Haar.

Liese liefen Tränen die Wangen hinab, und der kleine Kalle schenkte ihnen zum Abschied einen Strauß Löwenzahn, der zwischen den Betonplatten beim Fabriktor wuchs. »Taraxacum«, wusste er den lateinischen Namen der Pflanze.

Emma drückte Kalle zum Abschied, und er wollte sie gar nicht mehr loslassen. »Du darfst nicht gehen!«, flehte er weinerlich.

Bevor Emma es sich doch noch anders überlegte, weil ihr der Junge in so kurzer Zeit so sehr ans Herz gewachsen war, antwortete Marlene für sie: »Vielleicht sehen wir uns ja mal wieder.«

»Ja, wirklich?«, fragte Kalle hoffnungsvoll und ließ Emma nun endlich los.

Marlene lächelte bei dieser Vorstellung, aber sobald ihr Blick auf Fräulein Kalkwasser fiel, wurde sie wieder ernster. Die Erzieherin fixierte das Lokal auf der anderen Straßenseite, in dem sich Arbeiter nach der Nachtschicht betranken und Frauen mit angeblich loser Moral verkehrten. Es war klar, wie Fräulein Kalkwasser ihre Erfolgchancen in Weißensee einschätzte. Die wenigsten Kinder aus dem Waisenhaus schafften den Sprung ins normale Leben gleich beim ersten Anlauf. Marlene und Emma hatten aber nur diesen einen.

Als die älteren Kinder das Fabriktor quietschend aufschoben, hängte Marlene sich ihren Weidenkorb über den Arm, den jedes Waisenkind am Abschiedstag bekam, um darin seine persönliche Habe mitzunehmen, selten mehr als eine Handvoll Dinge.

Marlene tat den ersten Schritt an den Kindern vorbei und durch das Fabriktor nach draußen. Emmas warme Hand kam in die ihre.

»Schau dich nicht noch einmal um«, flüsterte Marlene ihrer Schwester zu, »das macht den Abschied schwerer.« Das wusste

sie, seit sie sechs Jahre alt war. Mutters jährlicher Todestag lag keine Woche zurück.

Erst ging Marlene nur langsam, wie auf Glatteis, dann beschleunigte sie ihren Schritt und zog Emma mit sich durch das steinerne Meer aus vielgeschossigen Mietskasernen, die den Berliner Wedding ausmachten. Arbeiter auf dem Weg zu den Borsig-Fabriken in Tegel strömten ihnen entgegen. Die Männer und Frauen gingen zu Fuß in den nordwestlich angrenzenden Stadtteil, weil sie sich die fünfzig Pfennig für die Arbeiter-Wochenkarte der elektrischen Straßenbahn nicht leisten konnten. Tegel gehörte wie der Wedding zur hässlichen Rückseite von Berlin, wo Wohnungen wie Krankheiten waren, an denen man starb. Wo in Not geratene Mütter ihre Miete oft nicht mehr mit Geld bezahlen konnten.

Mit jedem Meter, den sie sich Weißensee näherten, schlug Marlenes Herz schneller. Sie versuchte, nicht daran zu denken, wer die jüngeren Kinder von nun an in Schutz nehmen oder wer mit Otto heimlich Lesen üben würde. Marlene hatte schon mehrmals mit Fräulein Kalkwasser über die Bestrafung von Bettnässern gestritten, aber abgeschafft worden war diese angebliche Erziehungsmaßnahme nie. Sie war überzeugt davon, dass die Bloßstellung eines Kindes den Druck noch erhöhte und das Bett-nässen sogar beförderte.

Sobald Pankow in Sicht kam, wurde es heller, die Menschen sahen gesünder aus, mit rosiger Haut und geradem Rücken, und einige lächelten sogar.

Am Ortseingang von Weißensee, Emma hielt Kalles Löwen-zahn die ganze Zeit über fest in der Hand, zogen sie sich trotz der aufkommenden Hitze ihre Strickjacken über, die das aufgenähte »W« an den Ärmeln ihrer Blusen verbargen. Die meisten Menschen, die sie kannten, hielten Kinder aus dem Waisenhaus für kriminell.

»Das Gebäude sieht aus wie ein Schloss«, staunte Marlene,

als sie endlich vorbei an Gepäckdroschken und feinen Herrschaften das Gelände der Kinderklinik betraten. Mit seinen turmartigen Anbauten, den großen Doppelfenstern und dem vielen Grün drumherum mutete die Klinik wie die Residenz einer Königin an. Emma schaute sich verloren um. Auf der Zufahrtsstraße wurde ein Festplatz für die feierliche Eröffnung hergerichtet.

Marlene lief auf die Eingangstreppe zu, neben der ein Gärtner gerade noch letzte Hand an den Rasen anlegte.

»Ob wir hier wirklich richtig sind?«, fragte Emma ungläubig und verstaute Kalles Löwenzahn in ihrem Weidenkorb.

»Bestimmt, Emmalein.« Marlene atmete noch einmal tief durch, dann betrat sie zusammen mit ihrer Schwester die Kinderklinik. Neugierig schaute sie sich in dem überwölbten Korridor mit den zarten Blütenmalereien um. Auch im Inneren wirkte die Klinik wie ein modernes, lichtdurchflutetes Schloss – kein Vergleich zu der alten Tuchfabrik im Wedding, die nach der Schließung mit wenigen Handgriffen in ein Waisenhaus umgewandelt worden war. Marlene berührte die glatten Wände, die mit Emaillefarbe gestrichen waren. Ein sehr schönes Fräulein mit weizenblondem Haar, das sehr vornehm frisiert war und etwa in ihrem Alter, schaute sie im Vorbeigehen länger an. Ihr prüfender Blick war Marlene etwas unangenehm, aber sie ließ es sich nicht anmerken. »Emma, sieh doch! Alles ist abgerundet, es gibt keine Ecken oder Kanten«, staunte sie. Und es gab weder Löcher im Boden noch Schwellen, über die man stolpern konnte. In der alten Tuchfabrik hatte sich in den Löchern im Zementboden Dreck gesammelt, und wenn es im Herbst feucht in den Räumen wurde, hatte es übel nach Brackwasser gerochen. Hier in der Kinderklinik würde es den kranken Kindern gut gefallen, war Marlene überzeugt.

Eine vornehme Rotkreuzschwester, die sich eben noch mit zwei Herren unterhalten hatte, kam auf sie zu. »Gehören Sie zu den neuen Elevinnen?«, fragte sie und strahlte dabei eine freundliche Würde aus.